

Christine Hamel

Lesereise St. Petersburg

Palastparade in weißen Nächten

Picus Verlag Wien

Säulentheater, dorisch bis korinthisch

*Die bezwingenden Schönheiten einer Kapitale auf
Zarenerlass*

Kein Zweifel: Alles ist größer in St. Petersburg. Die Proportionen, die Abstände und Entfernungen. Wie unendlich sich die Parade der Paläste am Newa-Ufer entlangzieht. Absoluter Achsenwahnsinn! Wer zu lange den Blick schweifen lässt über die Säulenschwärme des Winterpalasts, die rosa schimmernden Schaufassaden des Marmorpalais oder das dorische Säulenaufgebot der Börse, gerät leicht aus dem Gleichgewicht und beginnt irgendwann zu schwanken. Obgleich man der Stadt die Sümpfe, ja jede Spur Wildheit längst ausgetrieben hat, fehlt ihr der feste Sockel. St. Petersburg, errichtet auf zweiundvierzig Inseln am äußersten Rand des Russischen Reiches, muss seine Balance immer aufs Neue bestimmen, es lebt aus Veränderung und Bewegung. Liegt es am Licht, vom Wasser herangezogen und irisierend in allen Nuancen von Grau und Silber? »Ganz Petersburg ist die Unendlichkeit des in die n-te Dimension erhobenen Prospekts«, notierte der Schriftsteller Andrej Belyj und kam zu dem ernüchternden Schluss: »Hinter Petersburg jedoch ist nichts.«

Der Eindruck, St. Petersburg könne ein Trugbild, nur eine Grille der Einbildungskraft sein, liegt nicht nur an der Entstehung der Stadt aus dem Nichts, an einem Ort, der in jeder Hinsicht aus der Luft gegriffen war. Die Empfindung einer hybriden Konstruktion, Puschkin nannte St. Petersburg einen »Traum in mitternächt'gen Landen«, ergreift einen auf Schritt und Tritt. Straßen und Plätze wurden hier zu Bühnenbildern und Kulissen, fröhlich versetzt mit Zitaten der Weltkultur: hier ägyptische Sphingen, dort mesopotamische Greifen, dazwischen italienische Paläste, holländische Backsteinbauten oder altrömische Rostrasäulen. Die stilbildenden Architekten der Stadt heißen Trezzini, Fontana, Rastrelli, Quarenghi, Montferrand oder Rossi und kamen mehrheitlich aus Italien. In der plötzlichen Weite des Newa-Deltas müssen sie sich wie befreit gefühlt haben. Eine weit ausholende Geste ist jedenfalls charakteristisch für ihr Bauen. Die absolut flache Ebene und Wasser im Überfluss begünstigten die Ausbildung ganzer architektonischer Landschaften in der Horizontale, zwischen denen nur einzelne Vertikalen einen Akzent setzen wie die Türme der Peter-Paul-Kathedrale oder der Admiralität. St. Petersburg, Dostojewskij zufolge die »erfundenste Stadt der Welt«, ist ein Ort des Kalküls: klare Linien, rechtwinkelig angelegte Achsen, in denen alle Häuser auf drei oder vier Geschosshöhen abgestimmt sind und denen man

noch die Bleistiftlinien ansieht, die am Lineal entlangefahren sind. Alle in schönster Regelmäßigkeit. Die Entstehungsgeschichte dieses Radical Chic verlief indes alles andere als ideal.

Auf *Ukas*, einen Erlass Zar Peters I. mussten die Arbeiter vierzehn Stunden in der hellen und zwölf Stunden in der dunklen Jahreszeit im Flussdelta schuften bis sie tot umfielen und der Sumpf sie einfach verschluckte. Ein Drittel der damaligen männlichen Bevölkerung Russlands soll den Bau St. Petersburgs mit dem Leben bezahlt haben. Peter der Große ließ sich davon keineswegs beirren oder gar von seinen Plänen abbringen. Fest entschlossen wollte er, wie Karl Marx einmal treffend spottete, »aus einem Volk von Landratten ein Volk von Wasserratten machen«.

Wasser hatte in der Tat eine große Anziehungskraft auf Peter den Großen, nicht nur weil er ein kerniges Naturkind war, Wasser, so dachte er, könnte Russland wieder auf Vordermann bringen, Wasser sollte dem Land den nötigen Weitblick verschaffen. Dass Russland sich dann als äußerst wasserscheu erwies, war nur eine Frage von *Ukasen*: Als Zar wusste Peter sein Volk zu Wasser zu verpflichten. Der Philosoph Boris Groys nennt das einen »unikalen Akt der Selbstkolonialisierung des russischen Volkes«.

Mit welchen Widerständen er es dabei in der Bevölkerung zu tun hatte, wusste der große Peter sehr genau. Ein bisschen Wehleidigkeit schleicht

sich da in die trotzige Zarenerkenntnis ein: »Ich weiß, die Menschen lieben St. Petersburg nicht, anzünden werden sie die Stadt und die Flotte sobald ich tot bin, aber solange ich lebe, halte ich sie hier fest.« Gesagt, getan. Heute leben mehr als fünfeinhalb Millionen Menschen in der Stadt – und mindestens genauso viele, wenn nicht noch mehr, würden gerne in ihr leben. St. Petersburg ist eine einzige Kunstkammer voller Schätze: Die historische Innenstadt beherbergt mehr als zweitausend Paläste, Prunkbauten und Schlösser, über fünfzehn Prozent der Architektur gehört zum Weltkulturerbe. Nur Venedig hat eine noch höhere Palastdichte. Die ewige Rivalin St. Petersburgs ist aber natürlich Moskau. Die beiden Städte wechselten einander in der Geschichte immer mal wieder ab mit dem Hauptstadtstatus. St. Petersburg ist gerade im Ruhestand. Das macht die Stadt für viele Russen durchaus attraktiv, denn das Leben ist nicht ganz so aufreibend und kostspielig wie im Moloch Moskau. Moskau, so sagt man seit Gogol, sei russischer als das europäische, dem rationalen Kalkül folgende St. Petersburg. Petersburg brauche Russland, schrieb der Dichter, aber Russland brauche Moskau. Inzwischen hat die Geschichte gezeigt, dass Akte radikaler und gewaltsamer Neuerfindung wie etwa die Petersburger Stadtgründung ganz urrussische Phänomene sind. Es gibt so etwas wie einen Hang zur Überbietungslogik, zum Extrem, den

mögen schon die geografischen und klimatischen Parameter begünstigen. Weiße Nächte zum Beispiel. Bis zu neunzehn Stunden scheint die Sonne von Ende Mai bis Anfang August. Die Nacht verkriecht sich, es bleiben allein zwei Stunden Dämmerung. In einer solchen mattrosa Nacht ist St. Petersburg vor mehr dreihundert Jahren gegründet worden. Solche Nächte sind haltlos und wollen weg von elementaren, schweren, formlosen Dingen. Solche Nächte lehren einen das Schweben.

Grandezza im Rampenlicht

Die weltberühmten weißen Nächte

Weißer Nächte versteht nur, wer einmal im Dezember in St. Petersburg war. Am späten Vormittag schiebt sich am Horizont ein fahlgelbes Band in den Himmel, das innerhalb von ein paar Stunden von Osten nach Westen wandert und ehe man überhaupt einen Gedanken daran verschwendet hat, dass es ja endlich Tag ist, ist das fahlgelbe Band auch schon wieder verschwunden. So gegen fünfzehn Uhr. Bei nicht wenigen Petersburgern stellt sich dann das Feierabend-Gefühl ein. Und abends um acht, bei teerschwärzer Finsternis, könnte man glatt auf die Idee kommen, man habe fast die ganze Nacht durchgemacht. Ein Glück, wenn Schnee fällt. Die Flocken hellen alles ein wenig auf. Und im winterlichen Outfit sieht Petersburg dann auch gleich nicht mehr so streng, so düster, so kalt aus. Trotzdem, einfach ist das nicht. Die meisten Ehen werden im März geschieden. Im Sommer dagegen setzt der Himmel alles daran, die Petersburger für alle Dunkelheit zu entschädigen. Licht und hoch und glänzend gibt er sich, von Sinnen schön. Ein befreundeter Journalist fotografiert den taghellen Petersburger Nachthimmel immer und verschickt

die Aufnahmen an seine Kollegen in Westeuropa, damit die mal so richtig neidisch werden können.

Die weißen Nächte holen alle raus auf die Straße. Und sie holen alle raus aus dem Lebensernst. Das sonst eher etwas steifleinerne St. Petersburg kann dann plötzlich ganz ausgelassen, theatralisch und verrückt sein.

Eine Kapitale der Übertreibungen. Die zu zeigen hat sich Freund Alexander zur Aufgabe gemacht. Er ist Soziologe und Übersetzer und sieht aus wie ein Balletttänzer. Mit jener Mühelosigkeit, mit der ein Ballerino eine Arabesque tanzt, gleitet er von Thema zu Thema. Spricht über St. Petersburg als Sinnbild der zum Extrem neigenden Russen und des gewaltsamen Imports fremder Ideen. Ein Sprung und wir sind bei einer Stadt im Ruhestand, die aufpassen muss, nicht den Anschluss an die Zeit zu verlieren. »Das Kunst-erbe kann zur Bürde werden, denn wir müssen aufpassen, nicht zu verstauben«, sagt Alexander. Wir biegen in eine Seitenstraße des lärmenden Newskij und steuern ein altrussisch getrimmtes Restaurant im Souterrain an. »Alles Maskerade«, schnaubt Alexander verächtlich, »wir bemühen traditionstümelnd alles Russische, um uns eine Identität zu geben, aber im Kern ist alles sowjetisch geprägt in diesem Land.« *Borschtsch, kotlety*, hierzulande meint man damit Frikadellen, saure Gurken und *pirogi* werden aufgetragen. Von der Straße schwappt durch die gekippten Seitenfens-

ter des Lokals Gelächter und Geblödel, während die Bedienung zwei *wodka* auf unserem Tisch abstellt. »Auf die weißen Nächte!« Groß sei die Verführung, klagt Alexander, nationales und imperiales Selbstbewusstsein auszubilden. Dabei sollte gerade Petersburg für Russlands Weltanschluss sorgen. Manchmal, während dieser blassrosa Juninächte, gelinge das ja auch, daher Beeilung und wieder raus in den Lichtüberfluss. Weiße Nächte sind anders als laue Sommernächte zum Leben und Lebenlassen. Die vielen Liebespaare, die sich während der Mittsommernächte am Ufer der Newa zum Takt des an die Graniteinfassungen schwappenden Wassers küssen, könnten das zwar glauben machen, aber weiße Nächte in St. Petersburg haben etwas Frenetisches. »*Paschli*, gehen wir«, drängt Alexander und schon hasten wir zum Schlossplatz, wo Rock stattfinden soll und Tausende auf das Konzert warten. Der Winterpalast scheint schon jetzt zu zittern unter der tosenden Menge. Die Lautstärke wird reglementiert, denn bei Konzerten von Paul McCartney oder Elton John sollen Ölgemälde in der Eremitage Risse bekommen haben. Die dröhnenden Bässe hätten die Farbschichten bei einigen Picassos und Renoirs zu sehr in Schwingung versetzt, klagte der Eremitage-Direktor. Die Leitung des Museums hat daher eine Lautstärke-Forschungsgruppe eingesetzt. »Würde dem ganzen Land nicht schaden«, schmunzelt Alexander. Seine Seele bekom-

me allmählich auch Risse von der allgegenwärtigen Beschallung in St. Petersburg.

Es ist fast zweiundzwanzig Uhr und empfindlich kalt geworden. Die Sonne hängt in den obersten Etagen der Paläste an der Mojka, als endlich ein Dutzend Musiker auf die Bühne kommen, unter dem Jubel der Menge ihre Instrumente kurz stimmen und dann von der Welt singen, die einmal die unsere war, bis wir uns in den Kampf verstrickt haben. Ein Lied, so schwer und schwarz wie die Nacht. Aber was heißt hier schon Nacht? Ende Mai und über den ganzen Juni hinweg kann in St. Petersburg gar keine Rede davon sein.

In lichtdurchfluteten Nächten, in denen die Sonne für kaum mehr als zwei, drei Stunden untergeht, mag man sich manchmal die Augen reiben und in eine nicht mehr ganz selbstverständliche Welt blinzeln. Alles bleibt in der Schweben und in solchen Nächten versteht man, wie es zu der Legende kam, St. Petersburg sei in den Lüften gebaut und als ganzer Stadtkörper auf die Erde hinabgelassen worden. »Die aufragenden Häuser, schattenlos, mit golden verbräunten Dächern wirken wie zerbrechliche Porzellangebilde«, schrieb der Nobelpreis-tragende Dichter Joseph Brodskij, der am Litejnyj prospekt wohnte, nicht weit vom Michaelsschloss, wo man am Zusammenfluss von Mojka, Fontanka und Schwanenkanal einen Logenplatz für weiße Nächte findet. Alexander schwört in lichter Nacht jedenfalls auf

ein Plätzchen in dieser Gegend und packt dann ein paar Salzgurken, hart gekochte Eier und *wodka* ein. Allerdings erst, wenn alle Konzerte, das Feuerwerk über der Newa in tagheller Nacht und alle Partys vorbei sind, wenn er die eine oder andere Bootspartie über die Kanäle hinter sich hat und der Adrenalinpegel in St. Petersburg wieder zum Normalstand zurückkehrt, kurz: wenn alle schon müde sind von weißen Nächten.